

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus; durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird

Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Liebe Gemeinde,

drei kurze Blitzlichter aus den letzten Tagen möchte ich an den Anfang meiner Predigt stellen.

Das erste: das letzte Wochenende vor den Faschingswochenende war die Familie Hegner, Noah ausgenommen, damit beschäftigt, für den Deutschunterricht der Tochter ein Referat zum Thema „Aberglaube“ zu basteln. Sollte natürlich gut werden, das Referat, bei dem Thema, und wenn ich mich schon aus der inhaltlichen Vorbereitung heraushalten musste (sonst hätte ich mit meiner Tochter einen Streit begonnen), so habe ich mich wenigstens mit um die Powerpointpräsentation gekümmert. Hat dann am Ende nicht geklappt, weil mein Programm auf den Rechnern der Schule nicht lief...

Das zweite: Noah hatte in dieser Woche Zeugnisgespräch mit seiner Klassenleiterin in der zweiten Klasse. Das wird jetzt in den Grundschulen anstelle der alten Zeugnisse neu eingeführt, und es funktioniert so, dass der Schüler im Vorfeld des Gesprächs einen Selbsteinschätzungsbogen zu Hause ausfüllt und ihn dann mit den Einschätzungen der Lehrerin vergleicht. Und unser Sohnmann war hinterher ganz stolz, dass seine nicht eben bescheidenen gesetzten Kreuzchen so gut mit denen seiner geliebten Lehrerin übereingestimmt haben.

Und das dritte: Anfang dieser Woche hat mich ein Nachbar gefragt, ob ich nicht Lust hätte, mit ins Stadion zu gehen, wenn Augsburg gegen Liverpool spielt. Lust hätte ich schon gehabt, aber mit der Zeit hat es schlecht ausgesehen.

Der gemeinsame Nenner dieser Erlebnisse: sie lehren mich, dass es uns recht wichtig ist, auf irgendetwas stolz sein zu können. Also, wenigstens bei uns ist das so. In meiner Familie, bei meinem Nachbarn. Mag sein, dass es bei Ihnen anders ist, aber wir schmücken uns gerne mit Federn. Mit den eigenen, wie unser Sohn, mit denen, die wir uns als Familie im Referat hart erarbeitet haben, oder auch mit denen des Lieblingsvereins, der, wie mein Nachbar in einer Mischung von Stolz und Wehmut meinte, wahrscheinlich gerade das einzige internationale Heimspiel in diesem Jahrhundert erlebt hat. Worüber wir stolz sind, damit rühmen wir uns gerne. Eigentlich würde ich da jetzt „angeben“ sagen, weil ich nach dem Motto erzogen worden bin, dass Eigenlob stinkt – so wie wahrscheinlich auch viele von

Ihnen auch. Aber da haben sich die Zeiten geändert. Meine Kinder lernen nun schon früh, sich selbstbewusst vor die Klasse zu stellen und mit ihrem Wissen und Können zu punkten, oder auf der Selbsteinschätzungsskala das Kreuzchen ganz am linken Ende zu setzen.

Das würde ich mich heute noch nicht trauen. Da steckt tief in mir drin ein Gefühl von „so etwas gehört sich nicht.“ Da lerne ich heute von Paulus ein gutes Stück Unverkrampftheit. Ein doppeltes Stolz-Sein und Rühmen begegnet mir da. „Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, rühmen (wir) uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse.“

Da lerne ich von Paulus: auch als Christ darf ich stolz sein über das, was mich ausmacht, und mich selbstbewusst dazu bekennen. Und wenn ich mal meine fränkisch-protestantische Verdrucktheit zur Seite schiebe, dann gibt es ja gar keinen Grund, das nicht zu tun. Wir haben Frieden mit Gott!

Wir haben Frieden mit Gott – der Satz klingt für viele Ohren heute nicht mehr so gewaltig, wie er das zu Zeiten eines Paulus oder eines Martin Luther getan hat.

Denn dass sie in Unfrieden, gar in Streit mit einem Gott leben könnten – diese Sorge treibt heute nur wenige Menschen um. Da ist das Gottesbild ein anderes geworden. Die biblischen Bilder vom Vater, vom Hirten sind in den Hintergrund getreten, und viele, denen diese Bilder fremd geworden sind, die haben in ihren Köpfen wohl noch eine Ahnung von irgendeiner höheren Macht, die es irgendwo geben mag. Aber dass diese Macht sich für uns kleine Menschen interessiert, dass sie wohlwollend oder zornig auf uns blicken könnte – der Gedanke scheint vielen vereinigt.

Nicht mit Gott, sondern mit sich selbst liegen Menschen deswegen heute im Unfrieden. Und ich denke, es sind mehr denn je. In einer Zeit, in der das alte Wissen immer weniger zählt, in der Familien ihre Tragfähigkeit verloren haben, in der eigene Erwartungen und die der Umwelt von uns unausweichlich zu verlangen scheinen, dass wir ohne Unterlass an uns arbeiten, mit Kalorien- und Meterzählern unseren Lebensstil überwachen und verbessern, da haben Menschen gelernt, an sich selbst vor allem das zu sehen, was noch nicht passt. Mehr denn je hadern Menschen mit sich selbst.

Wir aber haben Frieden mit Gott! Mit einem liebenden Vater, der sich, und daran denken wir besonders in diesen Wochen der Passion, diesen Frieden viel – den Tod des Sohnes hat kosten lassen. Unserem Gott sind wir recht, wenn wir uns das im Glauben schenken lassen, ihm sind wir lieb und teuer. Und wenn wir Gott so lieb sind, der uns doch in unseren Widersprüchen besser kennt als wir selbst – da dürfen wir doch wohl auch Frieden schließen mit uns selbst. So wie ich bin, bin ich. Ich bin nicht perfekt, aber ich muss das auch nicht sein. Vielleicht bin ich auch noch nicht so, wie Gott mich gedacht hat, aber in all meiner Unvollkommenheit hat Gott seine Hand nach mir ausgestreckt. Nicht die drohende Faust, nicht den anklagenden Zeigefinger, sondern die Hand, mit der er mich liebend einlädt in seine Gemeinschaft.

In solchem Vertrauen muss uns vor dem Morgen nicht bange sein. Nicht im Blick auf unser eigenes Schicksal, und nicht im Blick auf das, was die Zukunft uns allen Miteinander bringt. Freilich, da gibt es so manches, was uns Sorgen bereiten mag: die immer drängenderen Fragen danach, wie das werden mit mit den immer mehr Menschen, die aus ihren Heimatländern fliehen, das immer wildere Auf- und Ab in der Wirtschaft und an den Börsen, die Sorge um die Bewahrung der Schöpfung Gottes. Aber weil wir glauben dürfen, dass Gott nicht nur uns, sondern alle Menschen mit liebevollen Augen anblickt, und seine gesamte Schöpfung ebenfalls, und weil wir um die Auferstehung wissen, darum, dass seine Liebe den Tod und todbringende Strukturen überwindet, brauchen wir bei all dem, was wir als Bedrohung des Morgen wahrnehmen, unsere Hoffnung nicht zu verlieren. „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde.“ Das ist ein ganz einfacher Satz aus dem Neuen Testament – und ganz einfach und naiv denke ich mir dazu – „dann wird er das auch tun“. Auch wenn ich das Wie nicht kenne, auch wenn mir das Warten mitunter lange wird.

Und wenn uns der Blick nach vorne in Bedrängnisse stürzt – wie könnte das anders sein? Angesichts des Leidens in der Welt kann wohl nur der ungerührt Zeitgenosse sein, der im Herzen tot ist. Unsere Bedrängnis ist nicht mehr die des Paulus. Wir leiden selbst keine Verfolgung und keine Unterdrückung. Wir werden nicht benachteiligt für unseren Glauben – stattdessen genießen wir das Privileg, uns in dieser wunderschönen Kirche zum Gottesdienst treffen zu können. Unsere Bedrängnis ist es, wahrzunehmen, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte.

Ob ich mich dieser Bedrängnis rühmen mag, wie Paulus das tut, das weiß ich nicht. Beim Blick in die Welt bleibt mein Auge eher nicht an Rühmenswertem hängen. Da schlägt jugendlichen Flüchtlingen der Hass von Demonstranten entgegen, noch ehe sie aus dem Buss aussteigen. Da mutiert Europa von einer mutigen Vision zu einer Veranstaltung von unsolidarischer Egoisten. Da liefern sich Präsidentschaftskandidaten einen Wettstreit um die Äußerung, die am tiefsten unter die Gürtellinie fällt. Es ist zum Verzweifeln!

Aber wir müssen nicht verzweifeln. Wir können hinsehen, Zeitgenossen bleiben, und wir müssen doch nicht verzweifeln. Und das ist Gnade. Gnade ist es, glauben zu können, dass nicht menschliche Schäbigkeit und Hartherzigkeit, sondern die Liebe Gottes der Welt ein neues Gesicht geben wird. Gott sei dank, der uns diesen Glauben schenkt.

Und er sei treu, wenn uns unser Glaube wegzubröckeln droht. Auf dass er uns bewahre vor der Versuchung, doch irgendwann wegzusehen, der Welt resigniert den Rücken zu kehren. Denn da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, da wir nun Frieden haben mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus, ist unser Platz bei denen, die den Frieden und durch menschliches Unrecht ihre Heimat, ihr ganzes altes Leben verloren haben.

Und wenn wir dort ausharren, uns von der Not dieser Menschen berühren, bedrängen lassen, dann wissen wir: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde.“ Amen